

(Nachdruck verboten.)

17)

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

„Denken Sie, Herr Abraham, eben habe ich meinen Bruder gesehen. Er hat sich verlobt mit einem sehr feinen Mädchen.“

Abraham schaute nur kurz auf und antwortete nicht.

Um so mehr interessirte sich der Justizrath beim Mittagessen für diese Thatsache. Anna möchte ihren Bruder doch einmal einladen, er wäre höchst neugierig, ihn kennen zu lernen.

Abraham zog sich zu seiner Arbeit zurück, und die beiden blieben allein. Anna holte den Kaffee, und der Anwalt steckte sich eine Zigarre an. Er verfolgte jede ihrer biegsamen Bewegungen, wie sie die Maschine in Ordnung brachte, die Spiritusflamme anzündete, Tassen vom Büffet nahm und gleich einer Hausfrau schaltete. Als sie nahe an ihm vorbei kam, ergriff er fast wider Willen ihre Hand, die in der angenehmen Ruhezeit immer weißer und weicher geworden war, und hielt sie fest.

„Sie sind für mich ein großer Trost, Anna, Sie müssen immer bei mir bleiben, das müssen Sie mir versprechen.“

Sie lächelte etwas verlegen, da stand er auf und küßte sie. Verschwunden waren Trauer und ruhiges Nachdenken, das hübsche Mädchen hatte über Erinnerung und gute Vorläufe gesiegt.

Am Abend ließ der Justizrath Abraham zu sich rufen.

„Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen,“ sagte er, „die vielleicht nicht allzu überraschend für Dich sein wird: ich beabsichtige mich demnächst von neuem zu verheirathen, und zwar mit Fräulein Anna.“

Abraham zuckte mit keiner Wimper.

„In meinem Hause ist eine Frau nöthig,“ fuhr der Anwalt fort, „und das um so mehr, als ja auch Du in zwei Jahren mich verlässest. Du gehst dann auf die Universität, und von der Zeit an ist Dein Hierherkommen immer nur ein kurzes. Ich habe durch die schweren Schläge, die mich betroffen haben, die Spannkraft verloren, um noch das Leben und Treiben der großen Welt mitzumachen. Ich bedarf der Ruhe, habe ein stilles Heim nöthig und muß jemand haben, der später in meinem Alter um mich sein wird.“

Hier wurde seine Stimme etwas gerührt.

Abraham starnte geradeaus, irgendwohin, und antwortete nicht.

Der Justizrath hatte indessen auf diese Scene sich genügend vorbereitet, um durch Abraham's unhöfliches Benehmen sich nicht irritiren zu lassen. Er stand auf, ging an die Thür und rief Anna herein.

„Ich habe meinem Sohne, liebe Anna, mitgetheilt, daß wir uns heirathen werden, und Abraham wünscht Dir seine Glückwünsche darzubringen.“

Abraham stand auf und reichte dem Mädchen seine eiskalte Hand, dann ebenso seinem Vater. Ueber beide aber sah er fort, als ob er in ein fernes Land schaue.

Der Justizrath endete die peinliche, aber nothwendige Scene durch eine lange, praktische Unterhaltung mit Anna: wann und wo die Hochzeit stattfinden solle und so weiter. Abraham wurde in die Rede bisweilen hineingezogen und mußte antworten. Immer aber geschah das nur kurz und einsilbig. Als er sich endlich entschuldigte, er müsse noch eine griechische Arbeit beenden, athmeten die beiden Zurückbleibenden auf, und Neunchen deckte den Tisch für das Abendbrot.

Abraham nahm das griechische Lexikon und übersehte die Aufgabe aus dem Thukydidēs. Immer wieder wollten sich fremde Gedanken dazwischen drängen: Eva, der Vater, die Fremde, aber er zwang sie nieder und arbeitete. Er hatte keine Freunde, kein Elternhaus, niemanden, — nun hieß es: vorwärts auf einsamen Wege, groß werden! So groß, daß er hoch herab auf dieses elende Weltgetriebe werde schauen können. Tage und Nächte arbeitete er mit eiserner Konsequenz. Der schwache, verachtete Abraham Simon wollte emporkommen und erstarken und mit Simson's Kraft die Säulen der jämmerlichsten Weltordnung niederreißen.

Der Geist erstarkte und der Körper zerfiel. Wenn drei

Sommer ins Land gegangen sind, werden sie ihn hinaustragen und an Eva's Seite betten.

XIII.

Mehr einer Todten als Lebenden vergleichbar langte die Tante in Nizza an. Sie hatte sich zweimal auf das fürchterlichste erkältet, konnte mit dem rechten Bein wegen eines heftigen Rheumas nicht auftreten und sprach ganz dumpf und röchelnd. Die Freundschaft mit Jettchen war längst wieder in die Brüche gegangen, und niemand anders war an allem schuld, als dieses vertrackte und niederträchtige Mädchen, das, während die Tante zwei Stunden hinter Basel endlich eingeschlafen war, das Fenster entgegen strengstem Verbot geöffnet und hinausgeschaut hatte. In einem Tunnel machte die arme Tante auf, erschraut über die Finsterniß und fühlte, wie ein eisiger Luftzug ihr direkt auf den Kopf blies. Sie war so verschlafen, durchkältet und erschreckt, daß sie erst gar kein Wort sand; als es aber gleich darauf hell wurde, sah sie, wie Jettchen, ihr den Rücken wendend, am offenen Fenster lehnte und Äpfel aß. Glücklicherweise waren beide allein im Koupee und die Tante hatte Gelegenheit, einen Wuthschwall über das gewissenlose Geschöpf zu schmettern. Man wird es nicht für möglich halten, aber Jettchen hatte die Keckheit, sich das zu verbitten. Jawohl, zu verbitten.

Die Tante war ganz entgeistert. Sie wollte sich zu einer That aufraffen, da plötzlich wurde es wieder stockfinster. Tunneln waren ihr ein Greuel. Sie hatte Angst in diesen Dingen und konnte darin nicht athmen. In Berlin und der Mark Brandenburg giebt es diese Löcher nicht, sie sind eine Erfindung fremder Länder. Speziell dieser Tunnel nahm kein Ende. Er währte nach Ansicht der alten Dame ein bis zwei Stunden und sie war nahe am Ersticken. Als es endlich licht wurde, stand Jettchen wieder wohlgenuth am Fenster und fing plötzlich an zu schreien. Die Tante stürzte hinzu und alle Haare begannen ihr zu Berge zu steigen. Man sauste an einem Abgrunde von unermesslicher Tiefe vorbei, fuhr die Lokomotive einen Schritt zu weit nach rechts, so lag man unten! In dem Schlund branste ein Fluß und wohin man sah, waren riesige, fürchterliche Berge. Dabei unternahm es Jettchen, sich weit aus dem Fenster zu lehnen und Äpfel in den Abgrund zu werfen! Die Tante schloß die Augen und fühlte, wie sich alles um sie drehte. So ging das stundenlang, und Jettchen rief bei jedem neuen Abgrund die Tante ans Fenster. Diese wollte nicht kommen, aber sie mußte. Sie war wie hypnotisirt. Sie versuchte die Augen fest zu schließen, aber es ging nicht. Sie mußte, wie von höherer Gewalt getrieben, hinausblicken und das Grausige ansehen. Dann wieder kamen Tunneln, und die unglückliche Tante überlegte, ob sie die Nothbremse ziehen und aussteigen solle. „Aber was dann? Sie wäre einsam und allein an diesen Felsenwänden verloren gewesen. Gegen Abend wurde die Landschaft friedlicher und Jettchen bekam von den zahllosen Äpfeln Leibweh. Sie stöhnte und wimmerte mit einer Zubringlichkeit, die in Hinsicht auf den Zustand der Tante scandalös war. So oft die alte Dame einschloß, wurde sie durch langgezogene Jammertöne neu geweckt, und sie, die kranke, erkältete, rheumatische Frau mußte aufstehen und oben aus dem Handkoffer für dieses abscheuliche Geschöpf Cognat holen. Ja, der beruhigte Jettchen, sie fühlte, wie ihr das gut that. „Das macht einem den Magen warm.“ Nun schlief die Tante ein. Sie träumte von allerlei Schrecklichem, von Kirchthürmen, dunklen Verliehen und daß sie in ihrem Schlafzimmer in der Jägerstraße zu Berlin liege und ein Einbrecher eingestiegen sei. Sie wollte schreien, konnte aber nicht. Endlich riß sie die Augen auf. Der Zug sauste, draußen heulte ein wahrer Sturm, eine kleine Lampe an der Decke warf ein fahles Licht nieder. Drüben auf der Bank lag Jettchen wie eine Todte. Entsetzt fuhr die Tante auf.

„Jettchen!“

Aber das Mädchen, kreidebleich und schwer athmend, schlief bombenfest. Die Tante rüttelte, richtete sie auf — mit ihren schwachen Kräften! — alles vergebens. Jettchen stiel immer wieder um, wie ein Baum. Jetzt entdeckte die Tante die Cognatflasche, diese war bedenklich leer geworden.

Es war Mitternacht, der Sturm heulte immer gräßlicher, wahrscheinlich fuhr man über Abgründe und direkt in den Tod.

So saß sie in wahnwitziger Angst und Aufregung die Nacht hindurch wach, allein, verlassen, in fremdem Lande, vielleicht in Italien, vielleicht in Frankreich, vielleicht in der Schweiz, sie hatte keine Ahnung wo. Plötzlich ging die Lampe aus. Noch einmal rüttelte sie wie verzweifelt an Zettchen herum, stieß, bat, flehte, weinte, hielt sie fest umarmt und sank schließlich außer sich zusammen.

Es war eine Reise wie eine Höllenfahrt, und als Nizza kam und der Agent die Tante empfing, war selbst er über ihr Aussehen einigermaßen erschrocken. Man legte sie in ein Bett, wobei alle Menschen in ganz unverständlicher Sprache redeten, und dann endlich schlief die Aermste ein.

(Fortsetzung folgt.)

Yvette Guilbert

trat Sonntag mittags im Apollotheater vor einem kleinen Kreis geladener Gäste zum ersten Male auf. Bis zum 2. Februar weilt die Gilbert als Gast des Apollotheaters in Berlin.

Als feinerzeit über die Chanson-Sängerin Frau Judic an dieser Stelle gesprochen wurde, war auch von Frau Guilbert die Rede. Was Frau Judic für ihre eigentümliche Kunst in der Zeit des dritten Napoleon und in der Zeit Offenbacher Musik, Offenbacher Liebermuths wurde, das ist Yvette Guilbert heute: die markanteste Lieder-Sängerin des modernen Paris.

Man lebte damals in lustiger Frivolität; man sagte: leben und leben lassen, nach uns komme das Verderben! Und so war denn das Genre Judic lustig, elegant, und die Frivolität wurde mit anscheinender Unschuldsmiene vorgetragen. Das erhöhte die „Pikanterie“.

Zu tief unklügerischer Berlin haben wir nichts, womit sich die spezifische Chanson-Kunst der alten Kulturstadt Paris vergleichen ließe. Wir haben nur den Gassenhauer und der ist unsagbar roh oder unsagbar läppisch; jedenfalls kann er nicht als lebendiger Ausdruck einer Zeitstimmung gelten, wie sie in der Seele großstädtischer Bevölkerung sich darstellt. Aus den niederen Volksschichten heraus, aus dem, was man „die Hefe und den Abhub der Großstadt“ nennt, ringt sich in Paris noch das Bemühen los, das Erlebte künstlerisch zu gestalten. Das sind Ergebnisse alter Erziehung. Oft ist es ein Stammeln, was so hervorgebracht wird; kommt glückliche Gelegenheit und starke Begabung dazu, so gewinnt es mitunter echte Kunstform; und da in Paris, dank alter Kulturtradition, nicht jene Pedanterie vorherrscht, die bei jedem Kunstzeugnis nach dem Paß fragt und dem Ding anreicht, ob es heilig ist oder profan, so wird auch dies niedere Genre außerordentlich geschätzt, wenn es nur vollendet ist.

Natürlich darf man nicht mit deutscher Hausfrauenmoral, was für jede Kunst das Abergeste wäre, an das Genre der Chansons herantreten. Mit der Koketterie und frivolsten Grazie der runden Judic hat die schlanke Yvette Guilbert wenig gemein. Sie ist in ihrer Art Vertreterin einer ernsteren Zeit. Der übermäßig spielerische Zug ist gewichen; etwas Herberes, ja Böseres ist an seine Stelle getreten: der satyrische, der freche Zug, der sich bis zu herausforderndem Zynismus steigert.

Man sieht es der Frau Guilbert an: Hier steht ein Weib, das viel erlebt und geistig energisch gearbeitet hat. Frauengesichter, auf denen derlei zu lesen ist, sind nicht schön oder hübsch, im glatt gefälligen Sinne. Unter der freien, von rothem Haar umrahmten Stirn ein paar stechende Augen, dazu ein blaßes Gesicht mit einem leidenden, manchmal bitter trostigen Ausdruck um den Mund. So markant ist der satirische Grundton in der Weise von Yvette Guilbert, daß selbst Schelmlieder des behaglich-gesunden, lebensfrohen Beranger bei ihr wie mit satirisch-spöttelnder Brähe übergossen erscheinen. Ob sie über Studenten schwätzt, ob sie den Monolog von Morth Donnay über „alte Herren“ und Planeure der Großstadt vorträgt, immer bricht die zynische Frechheit durch, manchmal trifft ein Wort, wirkt eine unscheinbare Grimasse wie ein Peitschenhieb. Der Begriff Frechheit ist hier nicht im engen Sinn der Zotenhaftigkeit oder gar der üblichen Brettel-Sängerinnen-Manier zu verstehen. Die Lüsterheit der dummen Kerle kommt bei Frau Guilbert nicht auf ihre Rechnung; der Zynismus ist, in rein geistigem Sinne gebraucht, das Wesen ihrer künstlerischen Natur. Sonst erreicht sie ihr äußerstes Raffinement, wie jede Meisterin, mit beschiedenen Mitteln. Im Lied, das nicht dramatisch bewegt ist, macht sie kaum eine Handbewegung. Alle geistige Bewegung ist auf dem Gesicht konzentriert.

Zur Bitterkeit, zur Schelmen-Satire, zum Zynismus gesellt sich noch ein Weiklang: ein sozial-bewogter Ton, von dem das Lied der Judic keine Spur kannte. Frau Guilbert schrieb neulich einer Berliner Freundin einen Brief, worin sie viel von dem Mitleid mit der ärmsten Kreatur sprach. Der sentimentale Brief wurde veröffentlicht; man muß ihn allerdings nicht zu ernst nehmen. Ihrer Kunst sind die Szenen aus dem Lumpenproletariat willkommen, weil ihre Kunst vom unerschrockenen Zynismus lebt, weil ihre Zeit gewisse Dinge mit unerbittlich naturalistischer Schärfe bloßlegt; nicht weil sie sozialistisches Mitleid wecken will. Mit einer Art innerer Wollust wirft sich diese Kunst auf das Traurigst-Freche, was es in unserer Welt giebt. Die arme Verlorene, die verkommen als alle Säuerin, ein Kindergespött, durch die

Straßen wankt, bis sie der Tod erlöst. Die Damen vom Theater, die armeneligen; und die schreckhafte „Pierreuse“, die als halbes Kind schon nach den Wällen schleichen mußte, um ihren Leib zu verkaufen, die später ihrem „Alphons“ (Louis) als Lockvogel dient, um Männer zu berauben, und die endlich den Kopf ihres Alphons unter der Guillotine fallen sieht: aus all diesen Tragödien aus dem Lumpenproletariat tönt ein krasser, bitter-greller Klang; und vielleicht reiner, als in diesen tragisch-angehauchten Szenen, kommt die künstlerische Persönlichkeit der Guilbert in ihren zynisch-lustigen Sachen zum Durchbruch, so sehr Einzelnes in der Pierreuse durch Wahrhaftigkeit erschüttert.

Auf das Gebiet der düsteren Tragik, wie in der Ballade „La Glu“ kann ich mit meiner persönlichen Empfindung der Guilbert nicht mehr folgen. So berühmt ihr Vortrag von „La Glu“ ist, für mich deckt sich da Können und Wollen nicht. Zu sehr mit Satire erfüllt ist das Wesen der Guilbert, als daß sie den naiven Volkston der Ballade erschöpfte. Die Sage von dem Herzen, das der Sohn aus dem Leib der Mutter reißt, daß zur Erde rollt und, als es der Sohn fassen will, wimmert: hast Du Dir wehgethan, mein Kind, kommt in der Volksliteratur in mannigfachen Variationen vor. Ueberall versinnbildlicht sie die unendlich erbarungsvolle Mutterliebe. Die echte, tiefe Wirkung verspürte ich für mein Theil beim Vortrag dieser Ballade nicht.

Für 10 Abende erhält Frau Guilbert ein Honorar von 30000 M. Wie immer in solchen Fällen ist dann der Eintrittspreis so hoch, daß nicht gerade diejenigen, die eine Künstlerische unbefangenen sehen können, in stärkerer Zahl Frau Guilbert werden sehen können. Den Lüstern, denen doch mit Stücken wie „Eublich allein“ oder mit den entkleideten Sängerinnen, die mit den Armen schlendern können und Ruchhändchen werfen, besser gebient wäre, und die Moralischen, die nach dem Parsum der Abergabe riechen und sich über die „Schamlosigkeit“ gerne entrüsten, werden die Mehrheit haben; und das ist schade. — ff.

Kleines Feuilleton.

h. d. Das erwachende Berlin. Im Osten. Am Ende der Straße ragt ein Gebäude breit und prozig wie ein Schloß. Ueber ihm reden sich schlanke Schornsteine in den schwerdunklen Himmel. Rauchwolken entquillen ihnen, die von der feuchten nebeligen Luft zu Boden gedrückt werden und sich in die Atmosphäre der Straßen drängen — es wird schon wieder angefeuert zur Tagesarbeit. Die elektrischen Monde flammen auf, aus den gleichmäßigen, mit einem Eisengitter durchzogenen Fensterreihen der nackten, kahlen Mauern leuchtet das stolze Licht in die dunkle Nacht hinaus. Von allen Seiten strömen Männer und Frauen herbei. Es ist, wie wenn sie nicht rasch genug in das hohe, hellerleuchtete Schloß kommen könnten — als ob sie zu einem Feste, zum Tausche eilen. Doch das Fest, das sie in dem Schloß feiern wollen, ist kein freiwilliges, es ist ein jammervolles, zerreißendes und zermalmendes Fest: die Arbeit. Ein gelles, weit-hin schallendes Glockengeläute läßt sie rascher schreiten. Noch wenige Minuten, die Fabrikthore werden geschlossen und ein Theil ihres tagen Verdienstes geht ihnen verloren. Die Straße, die noch vor einer Viertelstunde in nächtlicher Stille lag, wird von dem Gesclapper der vielen, hastenden Schritte durchdrungen. In der Nähe der Fabrik gehen die Gestalten langsamer, denn vor dem Thore strauen sich die heftig Andrängenden. Hier, im enthellenden Licht der elektrischen Kugeln kann man erkennen, daß es keine festlich gekleideten Menschen sind, die es so eilig haben, in die grell erleuchteten Säle zu kommen. Nur wenige der Mädchen tragen einen Hut. Die meisten haben nur ein Tuch um die Schultern, das sie eng anziehen, denn es feuchtet, feiner, nasser Staub liegt in der Luft und durchdringt die dünnen Kleider. Die Männer haben die Kragen ihrer alten Röcke hochgeschlagen und die zerkümmerten Hüte ins Gesicht gedrückt. Sie haben keinen Schirm, um sich vor dem Regen schützen zu können, doch birgt sie ihr abgeschabter Mantel besser vor der Feuchtigkeit, als das Tuch die Frauen, denen die flüchtig hochgesteckten Haare getränkt und zerzaust werden. Nirgends sieht man eine Nische in den Gesichtern. Alle sind bleich und grau. Aus ihren von Arbeit und schlechter Luft gerötheten Augen blicken sie finstler und trübe. Die jungen, knabenhaften Burschen, die zwischen den zitterigen Greisen gehen, sehen ebenso hohlwangig und greisenhaft vor sich hin, wie wenn sie schon ein Leben voll Sorgen und Gram durchkämpft hätten. . . .

Vor dem Hausflur eines der gradlinigen Haukriesen, die die Straße umziehen, lehnen mehrere junge Burschen. Sie rauchen Zigaretten und rufen die vorübergehenden Mädchen an. Sie sind arbeitslos und haben es heute nicht nötig, nach der Fabrik zu hasten. Ehe sie ausgehen auf die Jagd nach Arbeit, erzählen sie einander einiges. Fort und fort treten neben ihnen aus der offenen Thür Männer und Frauen, die nach der Arbeitsstätte eilen. Auch schmalbrüstige, magere Kinder kommen heraus. Sie tragen ein Körbchen oder eine Tasche am Arm, und einen braunen Topf in der Hand. Mit gebeugtem Kopf und zusammengezogenen Gliedern eilen sie nach dem dürftig erleuchteten Laden, der an dem Ende der Häuserreihe neben einem Banzaun liegt, aus dem die rothe Laterne wie eine offene Wunde leuchtet. —

Ueber den glitschigen, zertretenen Boden am Neubau kommt eine alte Frau. Mit schlotternden Beinen steigt sie über die Unebenheiten hinweg. Ihr spärliches Haar streicht sie ab und zu mit zitternden

vertrockneten Händen aus dem verwitterten, verarbeiteten Gesicht. Ihr ausgefranztes, löcheriges Tuch deckt kaum die zerschissenen, vielfach geflickten Röcke. Schlüpfend geht sie in alten, ausgetretenen Halbschuhen an den Häusern entlang, bis an den Hausflur, vor dem die Burschen stehen. Einer tritt vor: „Na Mutter, haste wieder bis jetzt abwaschen müssen?“

„Ach, jeh man! Mach man, daß de Arbeit find' si!“
„Jadoch — jleich! — Wat haste denn mitgebracht?“ Er fährt mit der Hand in die alte Basttasche.

„Na;“ die alte Frau hält die Tasche zu: „Wenn Du heute Mittag nach Hause kommst un hast Arbeit, kriegste 'n Sticke Schmorbraten. Et sind aber allerlei Nester, Rehbraten, Schweinsteule, falschen Hasen —“

„Na wehste . . .“
„Na, wat soll ic weiter mitbringen? — Wat anders lassen se nich uff de Teller, als lauter kleine Sticken . . . Nu mach man, un jeh!“

„Ja, ja!“
Die Alte sieht ihrem Jungen nach, wie er, die Hände in den Taschen, mit großen Schritten davongeht. — — —

Theater.

Das Zentral-Theater nennt seine jüngste Novität „Die Tugendfalle“. Würde man hinter dem Titel etwas Neues vermuten, so wäre man im Irrthum. „Die Tugendfalle“ ist das alte „Berlin, wie es sich amüürt“, die Posse, die sich im Zentral-Theater ewig gleich bleibt und für die von den Hausdichtern Freund und Mannsdiät nur aktuelle Kompleteinlagen besorgt werden. Wie dankbar ist das Publikum für jede politische Anspielung; wie demonstrativ wurde ein harmloser Vers zum Fall Köppen aufgenommen. Leider bewegt sich unser Komplet im allgemeinen weit mehr auf dem Gebiet von Theaterangelegenheiten und ähnlichen „Stadtgesprächen“; und die politische Satire wagt sich aus bekannten Gründen nicht hervor. Etwas wie Handlung verlangt man von der Posse des „Zentral-Theaters“, die in einzelne Schaustücke und Aufzüge buntfarbig kostümierter Mädchen zerflackert, nicht mehr. Auch in der Tugendfalle geht nichts vor. Ein reicher Sonderling setzt in seinem Testament denjenigen zum Erben ein, der nachweisen kann, daß er in reiner Unschuld gelebt habe. Schon glaubt der ewig salauernde Berliner Zippa (natürlich Herr Thomas) die Erbschaft für seine Tochter, die mit 17 Jahren so thut, als glaubte sie an den Storch, gewonnen zu haben: da meldet sich ein Jüngling vom Lande, ein wahres Tugendmuster aus Mecklenburg als entfernter Verwandter des Verstorbenen. Der Spaß dreht sich nun darum, den jungen Dummling noch in letzter Stunde zu verführen. So wird er denn durch ein paar „Verführungsstotale mit zarten Damen“ gecheilt.

Ca fait toujours plaisir, das macht immer wieder Spaß, singt Frau Guilbert; und ein Theil des Berliner Publikums denkt von der Posse im Zentral-Theater ebenfalls so, und es machte ihm Spaß, die Herren Verfasser, den Direktor, den beliebten Wortwitz-Helden Thomas, die drollige Tänzerin Winnie Cap und die Soubrette Paula Worm nach jedem Akt hervorzurufen. —

Musik.

— or — Thalia-Theater. Zu den ältesten Poffenrequisiten gehört die fabelhafte Ähnlichkeit zwischen Zwillingsgeschwistern. Das Lachen, welches den Menschen dies Naturspiel und die daraus entstehenden Komödien der Fremden seit den ältesten Lustspielzeiten entlocken, brach auch gelegentlich der letzten, im Thalia-Theater aufgeführten Variante des Themas aus, die sich „Ninetten's Hochzeit“ nennt. Das Zwillingbrüderpaar Dupret besteht aus einem spießbürgerlichen Weinhändler Pierre und dem leichtlebigen Sergeanten Armand. Durch die nur im alligsten Possengeure mögliche Zerstreutheit des Bürgermeisters erhält der gute Pierre, der eben mit der kleinen Ninette Hochzeit machen will, eine Einquartierung, welche eigentlich dem Hause des Bürgermeisters zugebacht ist. Unter der Mannschaft befindet sich selbstverständlich Don-Juan Armand, der von der Kompagnie nach dem traulichen Heim einer kleinen Modistin abweicht und nun in seinem durch die Androhung des Wachtmeisters erschreckten Bruder, Armand ließe durch seine Abwesenheit Gefahr, erschossen zu werden, recht unfreiwilligen Ersatz findet. Als nun Armand durch seine Ähnlichkeit mit Pierre von der Braut und aller Welt für diesen gehalten wird, der wirkliche Pierre jedoch auch auf einige Viertelstunden nach Hause kommt, entsteht ein tolles Durcheinander von komischen Mißverständnissen und derben Unwahrscheinlichkeiten, das immer wieder die Heiterkeit hervorlockt. Warum der Verfasser, Herr Julius Horst, die Bescheidenheit besitzt, auf dem Zettel anzugeben, daß er bloß nach Charles de Berger gearbeitet habe, verstehen wir nicht recht. Nein, das ist nicht der halbe, das ist der ganze Franzose, der mit traditioneller Bühnenhegerei alle Möglichkeiten auf den Kopf stellt und dem Lachen über den Unsinn keine Zeit zur kritischen Ueberlegung gewährt. Doch „Ninetten's Hochzeit“ ist ja „Operette“ genannt, und die Musik ruht von einem Herrn v. Thulher. Auch er hat die Tugend, sich und seine kleinen Erfindungen an graziöse Bandevillemeister anzulehnen. Seine Walzer, Marsche, Ensemblestücke und lyrischen Ergüsse sind mit sympathischer Erinnerung an gute Muster gearbeitet und vermeiden ängstlich, eine aufregende Eigenprache zu führen. Für die dankbare Doppelrolle trat Herr Sachs mit voller, komisch charakterisirender Natur ein; Herr

Ewald (Wachtmeister) ist ein Kumpelsänger guter Wiener Schule, und die Damen Theren (Ninette) und Bojé singen, spielen und tanzen mit der schätzbaren Vielseitigkeit ihrer Talente. —

Kunst.

— Plakat-Wettbewerb. Für die deutsche Kunstausstellung zu Dresden im Jahre 1899 ist ein farbiges Plakat herzustellen, das in wirklamer Weise auf diese aufmerksam machen soll. Die Größe der Entwürfe soll in der Hauptausdehnung zwischen 80 und 100 Zentimeter betragen, die Entwürfe müssen so ausgeführt sein, daß sie unmittelbar vervielfältigt werden können. Es werden nicht mehr als fünf Platten ausschließlich der Umrißplatte gewünscht. Die Inschrift hat zu lauten: Deutsche Kunstausstellung Dresden 1899 im städtischen Ausstellungspalaste 1. Mai bis 15. September. Verliehen werden zwei Preise von 800 und 300 M., wofür das Eigentum und das Recht der Vervielfältigung der beiden Entwürfe an die Ausstellungskommission übergeht. Der Wettbewerb erstreckt sich auf deutsche Künstler. Die Entwürfe sind mit Nennwort und gleichbezeichnetem verschlossenen Briefumschlag, der den Namen des Befähigten enthält, bis 1. April 1898 an die Ausstellungskommission, Dresden, k. Kunstakademie, Brühl'sche Terrasse, zu senden. —

— Der englische Bildhauer Watts hat dem Staate eine große die „Kraft“ darstellende Reiterstatue zum Geschenk gemacht. Sie wird auf Kosten des Schahamts in Erz gegossen und im Hydepart aufgestellt werden. —

Aus der Vorzeit.

— Namen und Art der Urbevölkerung des Rheinthales war bisher unter den Gelehrten streitig. Die Frage scheint nun in eine neue Phase einzutreten. An der Hand der im letzten Jahrzehnt zwischen Neustadt a. S. und Worms gemachten neolithischen Grabfunde, und zwar mit besonderem Bezug auf das Wormser Grabfeld hat Prof. Mehlis im „Korrespondenzblatt der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ darauf hingewiesen, daß als die ältesten Ansiedler im Rheinlande Stämme der Ligurier anzunehmen seien, die von der Rhone und Saone aus durch die burgundische Pforte das Rheintal besiedelt hätten. Prof. Mehlis machte im Oktober und November vorigen Jahres eine Studienreise nach Italien, um dort aus dem Studium der prähistorischen Gräber Ober- und Mittelitaliens Stützen für seine Ansicht zu gewinnen. Er war, wie die „Straßb. Post“ schreibt, überrascht, in Rom im Museum Kircherianum die ausgesprochenen Seitenstücke zu den mittelhheinischen Gräbern der neolithischen Zeit zu finden. Leide Serien, die eine von dem Ufer der Riviera, die andere vom Rande des Harzgebirges, gleichen sich ebenso sehr in der Gestalt der Schädel, in der Größe der Körper, in der Lage der Skelette (Hocker), wie in der Art und der Beschaffenheit der Beigaben, dem Ornament der Gefäße, der Form der Steingeräthe, der Mahlsteine, der Farbenbeigaben zc. Während sich die ligurischen Funde über ganz Oberitalien erstrecken, lassen sie sich im Rheingebiet bisher nur auf der linken Thalseite von Basel bis Mainz verfolgen und treten weiter nördlich im Rheingau bei Wiesbaden und an der Lahn bei Steeten noch auf. Der Direktor des anthropologischen Instituts zu Rom, Professor Sergi, hat sich bereits der Ansicht von Professor Mehlis angeschlossen. Die Ligurier-Einwanderung im Rheinthale wurde zudem nicht nur durch geographische, anthropologische und archäologische Erwägungen bewiesen, sondern auch durch linguistische Nachweise gestützt, welche die letzte Arbeit Prof. Wilhelm Deede's, erschienen im 10. Jahrgange des „Jahrbuches für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens“, im einzelnen bringt. Der wissenschaftliche Nachweis wird in einer im Laufe des Sommers im „Archiv für Anthropologie“ erscheinenden Spezialarbeit geführt werden. — Mit Deede ist Mehlis der Ansicht, daß der größere Theil der dunkeläugigen, braun- bis schwarzhaarigen Bevölkerung von Elsaß und in der Südpfalz auf alte ligurische Abstammung zurückgeht, während im südlichen Schwarzwald und in der Ostschweiz die Nachkommen der alten Rhaetier noch sephast sich finden. —

Physiologisches.

ie. Merkwürdige Gesicht's-Hallucinationen. Zu den merkwürdigsten Störungen der Sinnesthätigkeit gehört ohne Zweifel die Hemianopie, die Halbseitigkeit, bei der auf beiden Augen des Menschen eine Hälfte des Gesichtsfeldes unsichtbar wird. Die Entstehung dieser doppelseitigen Erscheinung hängt mit der theilweisen Kreuzung der Sehnerven beim Menschen zusammen. Man hat schon früher als Begleitung dieser Erkrankung subjektive Gesicht'stäuschungen beobachtet, niemals aber bisher ist über solche Hallucinationen ein so reiches Material gesammelt worden, wie es Dr. Harris in dem neuesten Hefte der englischen Fachzeitschrift „Brain“ (Gehirn) veröffentlicht. Einer der Patienten von Dr. Harris hatte während des Zustandes der Halbseitigkeit für einige Minuten die Erscheinung von Menschen und Pferden, die sich in einer röhlichen Atmosphäre bewegten; diese Erscheinung war durchaus auf den blinden Theil des Gesichtsfeldes beschränkt. Ein anderer sah in dem blinden Felde einen Mann, der auf seinem Hinterkopfe stand und dabei zwei brennende Kerzen in den Händen hielt. Ein dritter, der nur an rechtsseitiger Halbseitigkeit litt, wurde 10 Tage lang von der Erscheinung von Menschen, Fliegen und allen möglichen Insekten heimgesucht; anfangs

erkannte er deren Unwesenheit, nach ein paar Tagen aber glaubte er, diese Erscheinungen wären wirklich vorhanden. Die Wespenster vor seinen Augen wurden immer häufiger, so daß er alle Schränke und Ecken seiner Wohnung nach ihnen durchsuchte. Ein anderer Fall von Halbblödigkeit mit Hallucinationen trat bei einem Manne auf, der plötzlich die Sprache verlor, falsche Worte gebrauchte und die Dinge um ihn herum nicht mehr zu nennen wußte. Während eines erneuten Anfalles von jenseitigen Sprachverluste bemerkte er plötzlich, daß sich beim Besen sein Gesicht verwirrte und die Buchstaben durcheinander gingen, weiterhin fiel es ihm auf, daß er nach der rechten Seite nicht mehr gut sehen konnte und beim Uebergang über Straßen nach dieser Seite hin Zusammenstoßen ausgefetzt war. Dann stellten sich auch Hallucinationen von Thieren und Gesichtern ein, die sich von links nach rechts bewegten. Abgesehen von der örtlichen Ursache, welche diese Sinnesstörungen im Gehirn haben müssen, kann man sich auch sehr wohl vorstellen, wie dieselben durch die wahn sinnige Erregung hervorgerufen werden, wenn der Mensch plötzlich einen sich an ihm vorbeibewegenden Gegenstand mitten vor seinen Augen verschwinden sieht. Es scheint ganz natürlich, daß die Phantasie die Bewegung dieses Gegenstandes in das blinde Gesichtsfeld hinein fortsetzt. —

Aus dem Thierleben.

t. Ueber werthvolle Insekten erzeugnisse handelte ein am Ende des verfloffenen Jahres gehaltener Vortrag von Dr. Howard vor der Vereinigung für ökonomische Insektenkunde in den Vereinigten Staaten. Es war in demselben jedoch nur die Rede von denjenigen Insekten, welche werthvolle Farbstoffe, Lack und Wachs (mit Ausschluß des Bienenwachses) erzeugen. Unter den Farbstoffen nimmt bekanntlich das Produkt der Kaktus-Schildlaus unter dem Namen Cochenille den ersten Platz ein. Dieses Insekt, dessen Farbstoff schon seit sehr langer Zeit vom Menschen benutzt wird, gehört zu der Familie der Schildläuse und lebt auf den Blättern der Kaktusgattung Opuntia; in Mexiko, Mittel-Amerika, Nord-Afrika, am Kap und auf den Kanarischen Inseln wird das Thier gezüchtet und auch auf das südliche Europa hat sich die Zucht zeitweilig ausgedehnt, ohne dort jedoch rechten Boden zu finden. Der schöne rothe Farbstoff dieses Insekts hat in letzter Zeit sehr verloren durch die Herstellung der Anilinfarben aus dem Steinkohlentheer. Dasselbe gilt von der Benutzung des Johannisbluts, einer Purpurfarbe, die man früher aus der sogenannten polnischen oder deutschen Cochenille gewann, einer Schildlaus von scharlachrother Farbe, die besonders in Rußland und Polen, stellenweise auch in Deutschland vorkommt und an den Wurzeln des Gabeltrautes, des Blutkrautes und einiger anderer Pflanzen nagt. Eine weit größere Bedeutung haben noch heute diejenigen Insekten, welche Lack erzeugen. Unter diesen steht an erster Stelle die Gummilack-Schildlaus, die auf Feigenbäumen lebt und durch ihren Stich das Ausfließen der zähen Masse verursacht, aus der sämmtlicher Schellack, Siegellack und Knopflack des Handels hergestellt wird. Diese Insektenart ist in Asien und besonders in Ostindien heimisch. Howard macht aber darauf aufmerksam, daß in den südwestlichen Gebieten der Vereinigten Staaten auf der dort sehr gewöhnlichen Kreosotstaude ein verwandtes Insekt lebt, das ebenfalls Lack erzeugt, der aber vorläufig noch kaum verwerthet worden ist. Dieses Insekt ist der Wissenschaft überhaupt erst seit 1881 bekannt, dagegen kannten die Indianer lange vorher den Wert ihrer Erzeugnisse. Sie sammelten den Lack dieser Läuse und kneteten ihn zu mehr oder weniger elastischen Kugeln zusammen, besonders wurde dies Geschäft von den indianischen Schnellläufern betrieben, welche diese Lackkugeln mit dem Fuße vor sich her stießen, wenn sie von einem Orte zum anderen reisten. Der dritte Stoff von Handelswerth, der aus solchen Insekten zu gewinnen ist, ist ein reines weißes Wachs, welches durch Schildlausarten in China, Japan und Indien ausgefördert wird. Wegen seines hohen Preises und wegen der vielfachen Einsatzmittel gelangt dieses Wachs nur selten nach Europa, im fernsten Orient dagegen wird es sowohl für Wachskerzen als auch in der Heilkunde viel benutzt. Das chinesische Wachs soll eine zehnfach stärkere Leuchtkraft besitzen als andere Wachsorten, es ist ein schönes weißes Wachs von durchsichtiger Farbe und gleicht in seiner chemischen Zusammensetzung mehr dem Bienenwachs als den aus Pflanzen gewonnenen Wachsorten. Auch von diesen Insekten wird jetzt auf einige noch kaum bekannte Arten im südwestlichen Nordamerika hingewiesen, welche dort auf verschiedenen Eichensorten leben. Die Amerikaner glauben, daraus einen Stoff für die dort herrschende Sitte des Gummilackens zu gewinnen, da dieses Wachs Ähnlichkeit mit Gummi besitzt, aber einen besseren Geschmack annimmt als dieser. —

Astronomisches.

— Aus Kalkutta wird unterm 22. Januar berichtet: Die Beobachtung der heutigen Sonnenfinsternis ist auf allen Stationen unter günstigen Umständen und bei ausgezeichneten atmosphärischen Verhältnissen verlaufen. Obgleich über die erzielten Ergebnisse noch keine ausreichende Feststellung möglich ist, so ist doch schon gewiß, daß dieselben sehr werthvoll sind. In Bihar währte die totale Verfinsternung der Sonnenscheibe eine Minute und dreißig Sekunden. Zahlreiche Gruppen von Europäern begaben sich in fünf Sonderzügen nach diesem günstigen Beobachtungspunkte. Von den Eingeborenen in verschiedenen Theilen Indiens wird das Himmels-

ereignis als eine Vorbedeutung des Sturzes der britischen Herrschaft aufgefaßt; doch sind nirgends Ruhestörungen vorgekommen. In Benares, Kalkutta und anderen Hauptplätzen waren unabsehbare Menschenmengen nach den Ufern des Ganges gezogen und badeten während der Sonnenfinsternis in den Wassern des heiligen Stromes. Nach einem Telegramm aus Dumons sind die dort ausgeführten photographischen Aufnahmen mit ausgezeichnetem Ergebnis vor sich gegangen. Während der Totalitätsperiode war 7 gute Bilder der Sonnenkorona erzielt. Der ganze Vorgang wurde als ein herrliches Schauspiel, das in den Gemüthern der Zuschauer ein Gefühl bangen Schauers und Staunens hervorrief. Aus Talni in Indien wird über die Ergebnisse der dort von G. W. Maunder's und G. Thwaites angestellten Beobachtungen berichtet, daß die allgemeine Beschaffenheit der Korona gleich der bei den Verfinsternungen von 1896 und 1886 beobachtet war. Am größten erschien die Korona am Sonnenäquator. Es gelang mehrfache, ziemlich große Bilder der Korona zu erzielen. Die Beobachtung des Spektrums der Chromosphäre und der Protuberanzen geschah erfolgreich mittels eines Oeruglases, in dessen einem Okularstücke ein Prisma angebracht war. Auch von den Spektren wurden gute Photographien gewonnen. Hr. Eversted photographirte auch das Spektrum der Protuberanzen mittels einer prismatischen Kamera und eines 6-Zoll-Teleskops. Eine Gruppe von Beobachtern war auch vom College of Science in Poona unter Führung des Professors Nagamwala eingetroffen; auch das Vid-Observatorium in Mount-Hamilton (Kalifornien) hatte eine Abordnung unter Professor Campbell entsandt. Beiden Gruppen gelangen vorzügliche Beobachtungen bei ganz klarem Himmel; ihre Angaben stimmen mit den von Maunder's und Thwaites berechneten Ergebnissen überein. Auch eine Gruppe unter Rev. J. M. Bacon bestätigt, daß während der Totalitätsperiode die Beleuchtung heller als bei Vollmond war. —

Humoristisches.

— Er und Sie. (Aus dem Nebungshefte eines Berliner Neudrucks.)

„?“
 „Wie?“
 „??“
 „Nein!“ —
 „!“
 „Um?“
 „!!!“
 „Dein!“ — — —

— Ein Sanftulotte. Während der Aufführung von „Cola's Kousin“ im Theater in der Josefstadt in Wien ereignete sich unlängst ein Zwischenfall. Ein Schauspieler, welcher die Rolle des dicken Gendarmen innehat, wird in der Pantomime an einem Haken in die Höhe gezogen. Bei dieser Prozedur riß die Hose des Gendarmen, und zwischen Bühne und Schnürboden hing ein Mann — ohne Beinkleider. Ein Lachsturm setzte durch den Saal. Der Darsteller konnte sich von dem Haken nicht losmachen, die Situation war für ihn eine höchst ungemüthliche. Die Theaterarbeiter hinter der Szene, die von den „Entfüllungen“ keine Ahnung hatten, zogen den Mann auf und nieder am Haken und immer tiefer sanken die Hosen. Endlich bemerkte man den Unfall und gab ein Zeichen, worauf der Schauspieler Gelegenheit fand, sich loszulösen und hinter die Koulissen zu flüchten. —

Vermischtes vom Tage.

y. Das deutsche Schiff „Else“, das am 17. Dezember v. J. von Savannah nach Rotterdam abging, ist bei Maastakte gestrandet. Der Kapitän und der Steuermann sind ertrunken, die übrige Mannschaft befindet sich noch an Bord des Schiffes. —

— In der Konfordia-Grube zu Zabrze wurde ein Schlepper durch den elektrischen Strom getödtet. —

— Beim Landesrabbiner in Brünn erschien eine Deputation im Namen von 70 katholischen und czechischen Bauernfamilien aus Schreibendorf und Putowitz mit dem Ansuchen, sie in den Verband des Judenthums aufzunehmen. Die Mitglieder der Deputation erklärten, mit allen Vorschriften des Judenthums einverstanden zu sein, sie wollen jedoch auf Ersuchen des Rabbiners nochmals mit ihren Genossen sprechen. Auf den Rabbiner machten die Leute den Eindruck, daß sie eine Sekte bilden wollen. —

— Die unentgeltliche Verbrennung wird sich im Ranton Baselstadt nun auch der seit 1886 bestehenden unentgeltlichen Beerdigung für die Einwohner anschließen. Ein entsprechender Betrag ist bereits in das Budget für 1898 aufgenommen. Das Krematorium, das mit einem Kostenaufwande von 88 000 Fr. aus Staatsmitteln erbaut wurde, ist bereits in Betrieb gesetzt. —

— Eine bettelnde Königs-tochter. In Rouen sprach vor einigen Tagen eine Tochter des einstigen Königs von Dahome, Behanzin, bei der Armenverwaltung vor und bat um eine Unterstüzung. —

— Bei Nilol'stoje wurde ein Wachtposten des 6. ost-sibirischen Schützenbataillons von einem Tiger davongeschleppt, zerissen und aufgefressen. —